

TURID  
MÜLLER

UNTER DEM  
STRAND

KRIMINALROMAN

PIPER



Turid Müller  
Unter dem Strand

Turid Müller, Psychologin und Schauspielerin, arbeitet seit zwanzig Jahren zwischen Bühne und Couch: Ihr Ratgeber »Verdeckter Narzissmus in Beziehungen« machte sie zur Expertin für toxische Partnerschaften. In Coachings und Trainings begleitet sie Betroffene dabei, sich aus solchen zu befreien. Mit Krimis und Bühnenprogrammen sensibilisiert sie für gesellschaftsrelevante Themen wie den Umgang mit Demenz, und nimmt dabei auch unser politisches Zusammenleben in den Blick. Das Meer ist nicht nur der Schauplatz ihrer Romane, sondern auch der Ort, an dem sie die Ruhe findet, sie zu schreiben.

*Turid Müller*

# **Unter dem Strand**

Kriminalroman

**PIPER**

Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:  
[www.piper.de](http://www.piper.de)

Wenn Ihnen dieser Kriminalroman gefallen hat, schreiben Sie uns  
unter

Nennung des Titels »Unter dem Strand«  
an [empfehlungen@piper.de](mailto:empfehlungen@piper.de), und wir empfehlen Ihnen  
gerne vergleichbare Bücher.

Wir behalten uns eine Nutzung des Werks für Text und Data Mi-  
ning im Sinne von § 44b UrhG vor.



ISBN 978-3-492-50897-1

© 2026 Piper Verlag GmbH, Georgenstraße 4,  
80799 München, [www.piper.de](http://www.piper.de)

Für einen direkten Kontakt und Fragen  
zum Produkt wenden Sie sich bitte an:

[info@piper.de](mailto:info@piper.de)

Redaktion: Ulla Mothes

Korrektorat: Uwe Raum-Deinzer

Karte: Frank Görne [www.frankgoerne.de](http://www.frankgoerne.de)

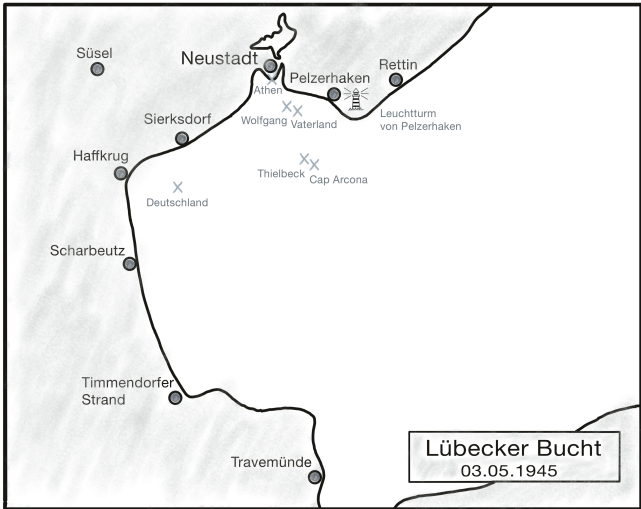
Satz auf Grundlage eines CSS-Layouts  
von digital publishing competence (München)  
mit abavo vlow (Buchloe)

Covergestaltung: Giessel Design

Covermotiv: Bilder unter Lizenzierung von Shutterstock.com ge-  
nutzt

Printed in the EU

Dieses Buch ist allen gewidmet,  
die Diskriminierung und Verfolgung erleben,  
und jenen, die den Mut haben,  
sich dem entgegenzustellen.



*»Wer die Dämonen vertreiben will, muss sich ihnen stellen. Und wer die Geister kennt, hört auf, sie zu rufen.«*

Stephan Liebert & Louis Lewitan, Der blinde Fleck

## Prolog

### Esther – 3. Mai 2024

Der Mensch ist nicht gemacht für das Verarbeiten von Gegensätzen. Sie sprengen zuweilen unsere Vorstellungskraft: Wo heute Badegäste durch seichte Wellen toben, haben einst Menschen in eiskalten Fluten ums Überleben gekämpft. Beides ist wahr. Nur die Zeit ist weitergelaufen.

Welche dieser Zeitebenen, die sich hier übereinanderschoben, ihr näher war? Sie wusste es nicht. Manchmal fragte sie sich, ob es nicht die längst vergangene war, zu der sie mehr Zugang hatte als zu der heutigen, in der sie noch immer nach einem Platz für die Trauer suchte, die sie von jeher begleitet hatte.

Doch neben diesem Schmerz, der das Erbe ihrer Familie war, gab die Aussicht auf die still vor sich hin plätschende Ostsee, die neckisch um die Knöchel vor Vergnügen quietschender Kinder schwappte, ihr stets auch etwas Hoffnung. Viele Jahrzehnte lang war die Welt zwar nicht *friedlich* gewesen. Aber immerhin eine *etwas* friedlichere. Sogar die Welt in ihrer alten Heimat, in die sie schließlich zurückgekehrt war.

Der Blick auf die Bucht, die heute unschuldig glitzernd in der Sonne lag, ließ sie seit jeher mit gemischten Gefühlen zurück. Doch dieses Mal war selbst das Fünkchen Hoffnung, das mit zu der inzwischen vertrauten Melange gehörte, von dunklen Gedanken überschattet: Wie würde

es weitergehen mit diesem Land? Freunde in Berlin hatten bereits ihr Türschild abmontiert, damit der Familienname Levy nicht zu Scherereien führte. So weit war es schon wieder gekommen.

Doch etwas in ihr war nicht bereit dazu, das jüdische Leben in Deutschland verloren zu geben. *Deutschland* verloren zu geben. Noch nicht. Auch wenn manche schon wieder munkelten, wann es wieder einmal Zeit sein würde zu gehen – und wohin.

Für sich selbst hatte sie jedoch beschlossen zu bleiben. Sich dem Hass nicht zu beugen, dem ihre Mutter ihre Liebe geopfert hatte, um ihrer beider Leben zu retten.

Da konnten die Antisemitismusbeauftragten der Bundesregierung noch so oft davor warnen, in der Öffentlichkeit die Kippa zu tragen! *Was ist das für ein Staat, der seine Minderheiten auffordert, sich nicht als solche zu erkennen zu geben?! Ist das etwa die viel beschworene wehrhafte Demokratie? Das große »Nie wieder«?*

Die mangelnde Solidarität war zutiefst verunsichernd. Gerade auch nach dem 7. Oktober; seitdem war die Zahl der antisemitischen Straftaten massiv angestiegen. Noch immer nahm man sie in Sippenhaft.

Sie nippte an ihrem Filterkaffee. Einem stinknormalen. Ohne Schnickschnack. Genau das, was sie jetzt brauchte.

Von Neustadt aus war es für jemanden in ihrem Alter ein ganz schöner Fußmarsch. In ein paar Jahren würde sie sicherlich ein Taxi nehmen und nur die letzten Meter zu Fuß zurücklegen. Aber noch wollte sie sich nicht geschlagen geben.

Auf den Rummel, den es zumindest an Jubiläen an den Gedenkplätzen gab, konnte sie verzichten. Doch der Spaziergang vom malerisch-maritimen Neustädter Hafen bis zum Ehrenfriedhof gehörte seit vielen Jahrzehnten dazu.

Genau wie der Zwischenstopp im Café vor und nach dem Besuch des Grabes, von dem sie nicht wusste, ob es die Gebeine ihres Vaters barg. Nicht mal, ob er überhaupt an jenem Tag auf einem der Schiffe gewesen war, die hier in der Neustädter Bucht ausgebrannt und gesunken waren.

Energisch kippte sie den Rest ihres Kaffees hinunter, hängte ihren Gehstock an den Stuhl und ließ es sich nicht nehmen, ein paar Schritte über den Strand zu machen.

Kaum vorstellbar, was sich hier ereignet hatte! Auch nach so vielen Jahren noch nicht. Vielleicht stand sie mit ihren Füßen auf dem Sand, den auch ihr Vater berührt hatte. Wenn er es denn ans Ufer geschafft hatte.

Sie nahm eine Handvoll und ließ ihn durch ihre Finger rieseln, während die Augen sich auf die Suche nach zwei geeigneten Steinen machten. Wie jedes Jahr würde sie einen auf dem Ehrenfriedhof platzieren – neben den vielen anderen, den Bergen von Blumen und den ewigen Lichtern, die davon zeugten, dass die Menschen mit ihren unterschiedlichen Bräuchen und Religionen durchaus friedlich koexistieren konnten. Den anderen würde sie auf dem jüdischen Friedhof niederlegen, den sie später besuchen wollte.

Ein schwarz-weißer und ein karmesinroter Feuerstein sprachen sie an. Sie hob die Steine auf und unterdrückte beim Hochkommen ein Ächzen. Wieder war sie ein Jahr älter geworden. Und noch immer: Ungewissheit. Auch in den Archiven war der Name Léon Teitelbaum unauffindbar. Nach seiner Inhaftierung in Neuengamme hatte sich seine Spur verloren. Für immer.

Schon als junges Mädchen hatte sie ihrer Mutter geschworen, ihn zu finden. Die Tortur der Unklarheit war unerträglich – unerträglicher als der schnelle Stich der Gewissheit.

Ihre Mutter hatte die offene Frage mit ins Grab nehmen müssen. Nun, da sie ihr wohl bald folgen würde, sehnte sie sich mehr denn je nach Antworten. Die erwachsene Frau, die sie war, wollte wissen, was ihrem Vater zugestoßen war. Das *Kind* in ihr kannte nur *eine* Frage: Hat er mich geliebt? Oder hat er mich vergessen?

Abertausendmal schon hatte das Kino ihrer Erinnerungen ihre letzte Begegnung abgespielt: Sie, mit Affenschaukeln und Rüschenkleid im Park. An der einen Hand ihre Mutter, an der anderen der Onkel, von dem sie niemandem erzählen durfte – weil er in Wahrheit ein weltberühmter Zauberer war, wie sie vermutet hatte, da er sie stets mit einem Trick zum Staunen brachte. Zum Abschied hatte sie ihm die Bonbonschachtel geschenkt, in der sie ihre geheimsten Schätze aufbewahrte. Das passte, hatte sie gedacht.

Wie recht sie damit hatte, sollte sie erst viel später erfahren. An jenem Tag im Mai aber hatte sie nicht gewusst, dass »Onkel Léon« ihr Vater war. Und nicht Obersturmbannführer Ernst Otto Felsmann, mit dem ihre Mutter verheiratet war. Als diese ihr nach dem Krieg offenbarte, dass nicht der Kriegsverbrecher, der sich in letzter Sekunde über die Ratte- linie ins Ausland abgesetzt hatte, sondern der geheimnisvolle Onkel, den sie als Kind so geliebt hatte, ihr leiblicher Vater war, war sie erleichtert gewesen. Aber auch traurig. Denn seit jenem nach Zuckerwatte duftenden Tag zu dritt hatten sie nichts mehr von »Onkel Léon« gehört. Ihre Mutter war nicht sicher gewesen, ob er verhaftet worden war. Sie hatte dem stürmischen Freigeist, in den sie sich unsterblich verliebt hatte, auch zugetraut, sich ohne ein Wort davonzumachen. Denn obwohl der Vorschlag, den hochrangigen Nazi zu ehelichen, von ihm gekommen war, nachdem er von ihrer Schwangerschaft erfahren hatte, hatte er es doch

nie ganz verwunden, dass seine Ava nun als Eva an der Seite eines anderen lebte.

Jahrzehnte später war es ihnen schließlich gelungen, den Weg ihres Vaters bis nach Neuengamme zurückzuverfolgen. Doch was nach der Auflösung des KZs mit ihm geschehen war, blieb im Dunkeln. Die sonst so gründliche Dokumentation der Deutschen hatte versagt. Oder hatte vielmehr die überstürzte Vernichtung der Akten bei der Räumung des Lagers den »Endsieg« davongetragen?

Sobald es möglich war, hatten sie versucht, die väterliche Familie im Ausland ausfindig zu machen. Vielleicht wüssten die Exilanten mehr über seinen Verbleib. Doch wie sie feststellen mussten, waren die Teitelbaums, die rechtzeitig in die Niederlande emigriert waren, dort vom Einmarsch der Deutschen überrascht worden. Nur Eli, ein Cousin ihres Vaters, hatte überlebt, hatte seiner Existenz aber Anfang der Fünfzigerjahre ein frühes Ende gesetzt.

Die schwere eiserne Pforte, welche die Gedenkstätte von der Promenade trennte, quietschte vorwurfsvoll, als sie den Plattenweg betrat, der zum monumentalen Gedenkstein der mit Efeu überwucherten Grabstätte führte. Schon steuerte sie die rechte der beiden Holzbänke an, die ihn flankierten. Dort saß sie immer, um das *El male rachamim* zu sprechen, die Totenklage zum Gedenken an die Opfer der Schoa. Doch dieses Jahr war jemand anders schneller gewesen. »Ihre« Bank war besetzt. Und so sehr sie auch an der lieb gewonnenen Gewohnheit hing, so freute es sie doch, dort einen jungen Menschen sitzen zu sehen.

Solange zukünftige Generationen das Erbe bewahrten, gab es Hoffnung für das Deutschland, dem zu vertrauen sie mühevoll gelernt hatte und das im Begriff war, dieses – mit blutendem Herzen geknüpft – Band wieder zu zerreißen.

# Teil I



## Cay – 27. April 2025

»Die letzten Tage des Zweiten Weltkriegs« – *Nee!*

»Endzeitverbrechen und Katastrophen der letzten Stunden« – *Zu trocken.*

»Maritime Todesmärsche ...« – *Zu spezifisch.*

»Historische Ereignisse, an die wir uns erinnern sollten« – *Zu sperrig! Noch mal!*

»Woran wir uns erinnern sollten« – *Zu viel Zeigefinger! Ach, egal!*

Die Headline war noch nicht ganz rund, aber sie ließ es erst mal so laufen. Sie wusste ja, was passierte, wenn sie ihre Inspiration unterbrach. Also: *Weiter im Text!*

»Rettin. Wer durch das verschlafene Örtchen flaniert, würde nicht meinen, sich dem Schauplatz einer Katastrophe zu nähern: Auf einer Weide blöken Schafe – die Lämmchen eng an ihre Mütter geschmiegt, um dem Wind zu entkommen. Ein Automat mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen aus der Region preist Würstchen, Eier und Apfelschorle an. Die übersichtliche Ansammlung von Häusern wirkt selbst an diesem grauen Tag gemütlich und etwas weltvergessen.

Bei Campingfans und Tagesgästen ist die Gegend beliebt. Vor achtzig Jahren jedoch war diese Ecke alles andere als touristisch erschlossen. Hier befand sich das Nachrichtenmittel-Versuchskommando NVK. Unweit dieses streng abgeriegelten militärischen Sperrgebiets nahm

1945 ein Massaker seinen Anfang: am Strand zwischen Neustadt und Pelzerhaken. Auch Anwohner sollen beteiligt gewesen sein ...«

Ein Mann in tropfender Outdoorkluft passierte sie; sie hielt inne, bis er vorbei war.

»... Doch bis heute sind die Gräueltaten juristisch nicht aufgearbeitet. Noch mögen einige der Zeitzeugen und Zeitzeuginnen leben. Und deren Nachfahren ...«

*Sehr atmosphärisch. Aber leider ohne Faktengrundlage, Madam!*

Ärgerlich stoppte Cay die Diktierfunktion ihres Smartphones, als sich ihr Gedankenstrom wie so oft in eine ungewünschte Richtung entwickelte. Doch unterbrach sie damit nur ihre Arbeit, nicht aber die bohrende Stimme in ihrem Inneren, die sich von dieser Demonstration ihrer Macht nur angestachelt fühlte:

*Danke, dass du der Welt einen Gefallen tust und diesem gefährlichen Halbwissen ein Ende setzt! Du weißt ja nicht mal, wo genau sich diese Sperrzone eigentlich befunden hat! Geschweige denn, wo die Gestrandeten im Rahmen der Sammelaktion zusammengetrieben wurden!*

*Und was heißt überhaupt »juristisch nicht aufgearbeitet«? Geht es vielleicht etwas genauer? Wie wäre es mal mit fundierter Recherche, statt gefühlsduselige Gegenüberstellungen zu bringen? Idyllischer Flecken Erde erlebt unvorstellbare Katastrophe! Als ob dieser Bruch ein frischer journalistischer Ansatz wäre!*

*Und dann die Adjektive! »Weltvergessen« – echt jetzt? Vielleicht mal etwas, das die Lesenden sinnlich erfassen können, statt ihnen abgelutschte Etiketten zu liefern? Von dem krampfhaften Bemühen, geschlechtsneutrale Formulierungen zu wählen, wollen wir mal gar nicht erst anfangen –*

Unauffällig blickte sie sich um: Der Typ, der eben an ihr

vorbei war, musste sie ja nicht unbedingt bei ihren Selbstgesprächen beobachten. Doch er war offenbar bereits abgebogen.

Seit dieser letzten, vernichtenden Kritik neulich war es wie ein Fluch. Zweieinhalb Jahre lang hatte sie ihrem Roman jede freie Minute gewidmet. Nach der Absage vom Verlag hatte sie ihn rückstandslos von jeder ihrer Festplatten entfernt, bis kein Bit mehr von ihm übrig war. Manchmal beschlich sie das Gefühl, als hätte sie zusammen mit den fünfundsiebzig Kapiteln, die ihr nach der Lektüre der Ablehnung nur noch lächerlich vorgekommen waren, auch ihr Mojo gelöscht.

Hatte da ein frustrierter Schattenkünstler, der es nie zum Autor gebracht hatte, seine Komplexe auf sie übertragen, indem er in seinem Gutachten für den Verlag dargelegt hatte, warum die ihr Manuskript ablehnen sollten?

Auch die Botschaft, die zwischen den Zeilen der gepfeferten Ablehnung stand, war bei ihr angekommen: *Kein Mensch braucht deine Bücher, Mädels! Such dir verdammt noch mal einen anderen Job!*

Seitdem fand ihr innerer Kritiker ein Hintertürchen in jedem ihrer Romanentwürfe, die reihenweise im virtuellen Papierkorb landeten, bevor sie Seite zehn erreichten.

Und nun hatte dieser kritische Geist es sogar in ihren journalistischen Brotjob geschafft, bei dem Ehrgeiz nun wirklich noch nie ein Problem gewesen war, und somit auch ihr innerer Kritiker nicht. Doch was immer sie für die Redaktion verfasste, gab sie seither nur mit Bauchschmerzen ab – einen Verriss erwartend.

Missmutig kickte sie einen Stein vom Asphalt und machte ihr obligatorisches Testbild; Kamera und Speicherkarte funzten.

Der Parkplatz, der in der Hauptsaison aus allen Nähten

platzte, war heute verwaist. Nur ein einziger Wagen hielt die Stellung. Vermutlich jemand von hier. Wer sonst ginge bei dieser Witterung freiwillig vor die Tür?

Die Wetter-App zeigte eine amtliche Sturmwarnung an. Gefahr für Leib und Leben sah Cay aber eher gegeben, wenn sie in ihrer engen Ferienwohnung hocken blieb, die das Käseblatt, für das sie schrieb, nach unschönen Diskussionen zumindest für eine Nacht stellte. Die anderen fünf musste sie selbst übernehmen.

Das Süseler Tageblatt wollte einen allgemeinen historischen Beitrag in der Ausgabe vom 3. Mai und einen kurzen Bericht über die Gedenkfeier, der im Nachhinein erscheinen würde.

Zwei Tage Recherche befanden die Herren Chefredakteure für mehr als genug. Und es war wohl nur dem traurigen Inhalt der Artikel geschuldet, dass sie sich überhaupt dazu herabgelassen hatten, sie nicht von Lübeck aus mehrfach hin- und herfahren zu lassen.

Cay fragte sich jetzt schon, was sie geritten hatte, ihre knappen Finanzen durch fünf Tage Ferienwohnung plus Kurtaxe zu strapazieren.

Raus aus dem täglichen Einerlei. Inspiration am Meer finden. Endlose Spaziergänge. Durchgeschriebene Nächte. – Jetzt kam es ihr wie ein geistiger Aussetzer vor. Was hatte sie denn gedacht? Dass die Muse sie küssen und auf Platz eins der Bestsellerliste befördern würde?

Irgendwo in ihr keimte wohl noch immer diese irrige Annahme, es als Autorin »zu schaffen« und ihre diversen Honorarjobs als freie Journalistin an den Nagel zu hängen. Wobei: Bei der Menge an unterbezahlten Aufträgen, die nötig waren, um sich einigermaßen über Wasser zu halten, würde sie wohl eher ein ganzes Nagelbrett brauchen!

Sie klappte den Kragen ihrer Armyjacke hoch und betrat den Weg durch die Dünen, welche bis eben zumindest etwas Schutz vor dem Sturm geboten hatten. Die Ostsee türmte sich zu wütenden Wellenbergen auf. Heute war der Strand menschenleer. Nicht mal die Möwen hatten sich rausgewagt.

Sie war allein. Und das war gut so. Auch wenn sie normalerweise nur Schmalspur-Recherchen machte, um die Selbstaussbeutung, die mit diesem Leben unweigerlich einherging, möglichst gering zu halten – diesmal würde sie sich Zeit nehmen. *Einmal* einen Artikel nicht auf einer Arschbacke absitzen. *Einmal* so arbeiten, wie sie arbeiten wollte. Nachspüren, was hier passiert war. Das war das Mindeste. Das war sie den Menschen schuldig, die am 3. Mai 1945 unweit von hier ihr Leben gelassen hatten. Und irgendwie auch sich selbst. War ja nicht mehr feierlich, wie sie die Sachen hinrotzte – beim Tippen der einen Meldung immer schon auf dem Sprung zum nächsten Termin. Irgendwo zwischen Seniorengrillen und Shantychor hatte sich ihre Arbeitsmoral den Strick genommen.

Gegen den Sturm lief sie Richtung Neustadt. So langsam, wie sie im Gegenwind vorankam, würde dieser Gang einige Stunden in Anspruch nehmen. Vorsichtshalber war sie mit ihrer Kamera bewaffnet. Auch wenn sie nicht wusste, was sie festhalten sollte. Abgesehen von einem Gedenkstein würde sich das Blatt, wie sie es kannte, für nichts interessieren. Außer natürlich für die Kränze und Ehrengäste bei der Feier am 3. Mai, dem Tag, an dem sich das Schiffsunglück jährte.

Sie seufzte und lenkte ihre Gedanken zurück an den Strand, an dem ziemlich genau vor achtzig Jahren Tausende Tote angespült worden waren. Verteilt über die ganze Lübecker Bucht – und darüber hinaus. Vermutlich

lagen einige von ihnen noch immer unentdeckt unter dem Sand. In aller Eile von Einheimischen verscharrt, um Seuchen abzuwenden oder den Unmut der Besitzer nicht auf sich zu ziehen.

Alle, die man in solchen Notgräbern gefunden hatte, hatte man bis in die Achtzigerjahre hinein exhumiert und auf den Ehrenfriedhöfen in den umliegenden Urlaubsorten beigesetzt.

Kaum vorstellbar, dass es überhaupt Überlebende gegeben hatte. Selbst wenn das Wetter damals nicht so stürmisch gewesen war wie heute – die Ostsee hatte acht Grad gehabt. Auch für geübte Schwimmer kaum zu schaffen. Für die ausgemergelten Gefangenen schlicht ein weiteres Todesurteil.

Fast zeitgleich zur Cap-Arcona-Katastrophe hatte sich an Land ein Massaker ereignet: In den letzten Minuten des Krieges hatten SS-Leute, die bereits mit einem Bein desertiert waren, Kriegsmarine, Polizei und eventuell sogar der Volkssturm und die Zivilbevölkerung – das war umstritten – eine regelrechte Treibjagd eröffnet.

Warum hatte sie im Geschichtsunterricht nie davon gehört? Die Cap-Arcona-Katastrophe, eines der größten Schiffsunglücke der Welt, kannte sie zumindest aus einem Nebensatz zu den Todesmärschen. Das »Massaker von Neustadt« aber war ihr komplett unbekannt gewesen. Dabei war es das zweitgrößte NS-Verbrechen in Norddeutschland während der letzten Kriegstage, wie sie vorhin gelesen hatte. So viele Menschen waren den brutalen »Aufräumarbeiten« der flüchtenden Nazis zum Opfer gefallen! Wie konnte es sein, dass sie erst jetzt davon erfuhr?

Hatte sie hier eine Bildungslücke? Oder war der Massenmord unter dem Radar geblieben?

Ob er schlicht im Schatten der berühmten Tragödie stand? Oder ob er das unbequemere Thema war, da nicht britische Bomben, sondern Menschen aus der Gegend verantwortlich waren?

So oder so – sie hatte sich vorgenommen, den »Judenmord von Neustadt« ebenfalls zum Inhalt ihres Artikels zu machen, auch wenn sie den Fokus auftragsgemäß auf »Achtzig Jahre Cap-Arcona-Katastrophe« legen sollte, als wäre es ein verdammter runder Geburtstag.

Der Wind heulte ihr um die Ohren, sodass auch die dicke Dockermütze, die sie tief ins Gesicht gezogen hatte, das Tosen kaum dämpfen konnte. Daher war das Erste, was sie wahrnahm, kein Kreischen. Sondern die Wolke aus schwarzen Leibern, die den Himmel verdunkelte. *Krähen!* Unzählige Krähen kämpften sich durch die Lüfte und landeten dort, wo die Sturmflut ein Stück vom Strand abgetragen hatte. Aufgeregt pickten sie im Sand und hackten, wo sie sich ins Gehege kamen, nach ihren gefiederten Konkurrenten.

Vermutlich hatte der fortgewaschene Grund nur den Kadaver eines Wasservogels freigegeben. Doch unwillkürlich fröstelte Cay – und das lag nicht nur an den schneidenden Böen. Hier, wo die Kinder im Sommer ihre Burgen bauten, lagen noch immer die letzten stummen Zeugen des historischen Traumas. Sie hatte gelesen, dass bis heute an stürmischen Tagen ihre Überreste freigespült wurden.

Cay zwang sich hinzusehen, als sie die Höhe erreichte, auf der die Aasfresser ihr Unwesen trieben. Doch schon beim ersten Blick war ihr klar, dass das, was sie übrig gelassen hatten, nicht mehrere Jahrzehnte unter dem Strand gelegen hatte.

## Heinrich – 3. Mai 1945

Der ganze Tag war verrückt. Es hieß, die Tommys stünden schon kurz vor Neustadt. Angeblich war auch der Russe nicht weit. Wo man Menschen traf, war die Anspannung spürbar.

In Neustadt hatte es schon die ersten Plünderungen gegeben. Großvater hielt es deshalb für sicherer, das Boot bei den Sandbänken zu versenken, sodass es niemand so leicht finden würde.

Heinrich schlüpfte aus den Holzpantinen und watete durch das flache Wasser zu Vaters Kahn, der in Ufernähe vor Anker lag, damit Großvater jederzeit rausfahren konnte. So hatten sie, auch während Vater bei der Marine war, Fisch. Lange schon hatten sie keine Feldpost mehr bekommen.

Heinrichs Augen suchten das Wasser ab. Ganz in der Nähe, vor Sierksdorf und Haffkrug, lag ein Zweischornsteindampfer auf Reede. *Die ...* Er kniff seine Augen zusammen, um schärfer sehen zu können. *Die Deutschland.* Vor Neustadt lagen weitere große, vor Pelzerhaken kleinere Schiffe.

Ein Donnern näherte sich. Heinrich rannte zurück und warf sich in die Dünen. Aus seinem Versteck zwischen den Hängestützen, wo sie die Netze trockneten, folgte er den Flugzeugen mit den Augen. Es waren wendige, kleine, einmotorige Maschinen. Dröhnend hielten sie auf die

Deutschland zu. Doch der erwartete Angriff blieb aus. Dafür näherten sich einige Beiboote; die Deutschland schiffte offenbar die Besatzung aus.

Unterdessen wurde es ruhiger am Himmel. Doch kaum hatte er die Holzpantinen ausgezogen, um zur Anneliese zu waten, musste er erneut in die Böschung springen. Durch das Schilf spähte er auf die Bucht. Er hätte zu Hause bleiben sollen, wie Mutter gesagt hatte!

Ein Geschwader näherte sich im Tiefflug der Flotte, die vor Neustadt lag. Die Flak eröffnete das Gegenfeuer. Doch die Jabos zielten ungehindert auf das größte der Schiffe und landeten etliche Volltreffer. Eine gigantische Rauchsäule stieg in die Luft. Ein Flammenmeer verschlang das Passagierschiff. Menschen sprangen von Bord. Er hörte ihre Schreie bis zum Ufer. Trotz der ohrenbetäubend heulenden Schiffssirenen.

Jetzt erst merkte Heinrich, dass es noch ein weiteres Schiff erwischt hatte. Ein kleinerer Frachter hatte Schlagseite und drohte unterzugehen.

Heinrich zögerte nur kurz. Dann, als die Flieger sich entfernten, rannte er zur Anneliese, lichtete den Anker und steuerte durch das Chaos in die Richtung, aus der Rauch und Schreie kamen.

Es dauerte lange. Zu lange! Die Ostsee war noch zu kalt, um es mehr als ein paar Minuten darin auszuhalten. Er verlangte seinen Armen alles ab, und endlich klammernte sich eine Hand ans Dollbord, und er half einer völlig entkräfteten Gestalt ins Innere des kleinen Kahns.

Hätte er Zeit gehabt, hätte er sich gewundert, dass kaum auszumachen war, ob das Bündel Mensch, das nun schlotternd zwischen den Duchten kauerte, ein Mann oder eine Frau war. Doch die Jagdbomber kehrten zurück und nahmen erneut den gigantischen Dampfer unter Be-

schuss. Zudem mähten Kriegsfischkutter auf der Flucht durch die mit dem Tode ringenden Schiffbrüchigen. Köpfe tauchten unter und nie wieder auf. *Und was war das?* Von den Booten aus, die – wie er glaubte – zur Rettung herbeigeilt waren, schossen sie auf die Ertrinkenden!

Hand um Hand ergriff er. Drei oder vier würden neben ihm Platz finden; er nahm vier auf. Das Boot seines Vaters schwankte unter der Last der Geretteten. Mit größerem Tiefgang würde er riskieren zu kentern. Also ruderte er los. Er löste fünf verkrampfte Finger, die mit letzter Kraft den Bootsrand umklammerten, und zwang sich wegzusehen, als er die im Wasser Treibenden in den eisigen Fluten hinter sich ließ.

In seinem Rücken knallte es; die Deutschland war getroffen und brannte. Wohin sollte er die Menschen bringen? Es wehte ein leichter Westwind. Die Drift würde es einfach machen, das Ufer in Pelzerhaken zu erreichen. Er legte sich in die Riemen.

Die dritte Angriffswelle zwang ihn, sich nur darauf zu konzentrieren, heil an Land zu kommen. Ein Jagdflieger scherte aus und nahm ihn aufs Korn. Wenn man sie mit den Bordmaschinenkanonen erwischte, wäre es das gewesen. Seine Nusschale gab auf dem Meer eine gute Zielscheibe ab. Doch im letzten Moment drehte der Bomber ab.

Erst langsam fand er wieder zu Atem. Die teilnahmslosen Wesen neben ihm hingegen schienen kaum zu registrieren, was um sie herum geschah. Als hätten sie keine Kraft übrig für so etwas wie Angst.

Ob es doch stimmte, was Ilse ihm erzählt hatte? Dass in Neustadt Häftlinge verladen oder sogar getötet wurden? Anders konnte er sich die spillerigen Heringe in den schlabbernden Sträflingsklamotten nicht erklären. Und

nicht die nackten Knochengestelle. Ilse hatte erklärt, es handle sich samt und sonders um Schwerverbrecher, und man solle sich fernhalten. Vielleicht war ja was dran an dem Gerücht, dass das Untermenschen waren, die mit den Schiffen in die Luft gejagt werden sollten? Aber wie hatte sein Vater immer gesagt? *Wer über Bord geht, wird gerettet.*

Schweigend erreichten sie die Küste vor Pelzerhaken. Sie hatten es geschafft. Durch den Spülsaum zum Strand waren es nur wenige Meter. Doch er musste fast alle dabei stützen. Sie fielen in den Sand und begannen verhalten zu realisieren, dass sie lebten. Doch jetzt galt es, die Ausgekühlten zu wärmen.

*Was tun? Wo wurde er dringender gebraucht? Hier, um den Geretteten beizustehen? Oder auf dem Wasser, wo noch immer Hunderte oder gar Tausende das Wettrennen gegen die Zeit zu verlieren drohten?*

*Warum schickten sie keine Hilfe? Wo blieb die Marine?*

Gerade wollte er einen Mann, der aussah, als ob man ihm das Kommando übergeben könnte, instruieren, sich um das zusammengewürfelte Grüppchen zu kümmern, da hörte er hinter sich eine wohlvertraute Stimme:

»Halt! Keine Bewegung!«

## Cay – 27. April 2025

Mit dem Zeigefinger schnippte sie gegen die Packung, sodass eine der Kippen aus der Pappschachtel geschleudert wurde. Im nächsten Moment steckte die zwischen ihren Lippen und wartete darauf, dass die andere Hand wie früher nach dem Gasfeuerzeug greifen und den Tabak zum Glühen bringen würde. Doch seit über einem Jahr schon hatte Cay es sich zur Angewohnheit gemacht, bei den immer seltener werdenden Schmachtern genau dieses Detail wegzulassen. Die Fluppe steckte zwischen Ober- und Unterlippe, bis der Filter sich vollgesogen hatte und der Impuls zu rauchen abgeklungen war. Genug Zeit, um darüber nachzudenken, was dieses Mal den Drang ausgelöst hatte, den Körper wider besseres Wissen mit Giftstoffen zu schädigen, um den farbenfrohen Horrorszenarien auf den Verpackungen der teuren Sargnägel nachzueifern. Diese Investition war es wert. Und sie war mittlerweile bei einem Durchschnittswert von eineinhalb Packungen im Monat – ziemlich genau die Menge, die sie vor etwas mehr als einem Jahr noch an einem einzigen Tag inhaliert hatte.

Heute brauchte sie über die tieferliegenden Ursachen für ihren Schrei nach oraler Befriedigung nicht lange nachzugrübeln. Eine Leiche gefunden zu haben, war wohl Erklärung genug. Energisch sog sie den Atem durch die

Zähne. Doch statt Rauch wehte nur klirrend kalte Seeluft in ihre Mundhöhle.

Beim Polizeinotruf hatte man sie gebeten, nach Möglichkeit am Fundort zu warten. Und nun stand sie hier bei einbrechender Dunkelheit und versuchte gleichzeitig, die Krähen fernzuhalten und keine Spuren zu hinterlassen – was sich gegenseitig auszuschließen schien.

Sie würde den Spaziergang wohl an dieser Stelle abbrechen müssen, wenn sie den ersten Artikel noch bis Redaktionsschluss einsenden wollte. Ob sie sich ein Taxi gönnen sollte? Vielleicht musste sie mit auf die Wache. Dann wäre sie wenigstens wieder in der Zivilisation. *Weiß der Geier, wann und wo hier in der Pampa abends ein Bus fährt!*

Sie kam nicht weit in ihren Gedanken. Denn die Krähen gingen erneut in Landeanflug auf die Körperteile, die unter dem Leichentuch aus Sand und Algen hervorlugten. Ein natürlicher Tod sah anders aus!

Von ihrer journalistischen Arbeit war sie einiges gewöhnt. Verkehrstote hatte sie schon mehrere gesehen. Die Redaktion schickte sie gern zu solchen Einsätzen, denn sie war dafür bekannt, sachlich zu bleiben und Nerven zu bewahren – ein Überbleibsel ihres Vorlebens. Mittlerweile hatte sie eine gewisse Routine.

Cay wedelte mit den Armen, auch wenn ihre Hoffnung, die Vögel dadurch zu vertreiben, langsam, aber sicher schwand. Doch: Näher heranzutreten, traute sie sich nicht. Sie hatte vermutlich auch so schon genug Chaos am Tatort gestiftet, wenn es denn der Tatort war. Wobei sie bezweifelte, dass Unwetter und Gezeiten viele verwertbare Spuren hinterlassen hatten. Wenn sie darüber hätte schreiben wollen, hätte sie gemutmaßt, dass die Tote angespült worden war.

Der Filter hatte sich vollgesogen wie ein Schwamm und quoll im Mund. Doch sie war noch nicht bereit, ihr Spielzeug freizugeben.

Mit den Zähnen bearbeitete sie das speichelgetränkte Mundstück: Ob ihr makabrer Strandfund wohl eine Story war? Vielleicht die Rettung für ihre maroden Finanzen! Ob sie Fotos machen sollte? Immerhin hätte sie dann die klobige Kamera nicht ganz umsonst mitgeschleppt. Doch es widerstrebte ihr. Im Dreck zu wühlen war das eine. Aber die sterblichen Überreste eines Menschen abzulichten ... War das überhaupt erlaubt?

Verstohlen sah sie sich um. *Sei's drum!* Es war ja außer ihr und dem Leuchtturm, der stumm begonnen hatte, seine Strahlen wie einen Suchscheinwerfer über die Bucht zu schicken, niemand da. Also drückte sie ab. Einmal. Zweimal. Mit Zoom. Sie versuchte, sich nicht vom Fleck zu bewegen, und trampelte nur das Stückchen Sand platt, das sich ohnehin unter ihren Füßen befand.

Der Meistbietende würde den Zuschlag bekommen. Wobei: Der Polizei wäre sicher klar, von *wem* die Bilder stammten. Natürlich von der Person, die den Leichenfund gemeldet und die Wachhabenden dort erwartet hatte, um ihnen Rede und Antwort zu stehen. – Ob es schon zu spät war, sich aus dem Staub zu machen?

Nur um sicherzugehen, öffnete sie die Einstellungen ihres Mobiltelefons: Sie legte Wert auf Privatsphäre. Die ID war wie immer unterdrückt. Niemand würde sie je finden. Und die Zeitung, welche die Bilder kaufte, würde ihre Quelle schützen.

Ein letztes Mal blickte sie sich um. Dann machte sie einen weiten Bogen, hielt unter Einsatz des großen Objektivs die Szenerie noch aus ein paar anderen Winkeln fest und setzte wie geplant ihren Spaziergang fort. Auch

wenn sie sich beeilte, würde es knapp werden, den Redaktionsschluss nicht zu verpassen. Doch man würde schon ein Auge zudrücken, wenn sie eine solche Story im Angebot hatte.

## Rita – 3. Mai 1945

Sie hätte nicht sagen können, woher sie es wusste. Sie war keine gefühlsduselige Frau. Wenn man sie nur gelassen hätte, wäre sie jetzt bei der Reichsbahn, um im Stellwerk Züge zu koordinieren. Aber schon seit dem Aufwachen hatte eine nervöse Unruhe von ihr Besitz ergriffen, die sie sich kaum erklären konnte. Sicher, als Marinehelferin schnappte sie dieses oder jenes auf. Und ihre Stationierung in der U-Boot-Schule in Neustadt brachte sie zuweilen zumindest in die Nähe kriegswichtiger Gespräche. Aber aus dem Chaos heute war sie nicht recht schlau geworden. Daher konnte ihr Bauchgefühl also nicht rühren. Und auch an den apokalyptischen Zuständen in Neustadt lag es nicht. Dann hätte ihr schon tags zuvor etwas querliegen müssen. Schon am Vortag war es nämlich zu Plünderungen gekommen – und dennoch war sie ruhig geblieben. Nein. Die Unruhe kam von innen. Und sie kannte nur eine Richtung: zum Strand!

Also sprach sie mit Marie, die ebenfalls kriegshilfsdienstverpflichtet war und keine von den Hundertprozentigen. Die Kollegin, die ihr hier seit ihrer Zwangsverpflichtung im letzten Jahr ein Freundinnen-Ersatz geworden war, ermutigte sie, ihrer Eingebung zu folgen, und versprach, ihr den Rücken frei zu halten.

Schon als sie den Fuß aus der Tür setzte, spürte sie, dass etwas Schreckliches geschehen war. Und als sie am

Hafen entlang Richtung Aalloch hetzte, kriegte das Grauen ein Gesicht: Körper, es mussten Hunderte sein, schwammen im Hafenbecken und lagen am Ufer. Eine Welle der Angst raste durch ihren Leib: *Fritz!*

Sie trug noch ihre Uniform. Jenes schnittige Kostüm mit dem Blitz und dem Schiffchen, das Hunderttausende junger Frauen dazu verführt hatte, dem Ruf des Abenteurers zu folgen und ein »Blitzmädel« zu werden.

Zum ersten Mal war auch sie froh über diesen Aufzug. Die unverkennbare Kluft war zwar keine Carte blanche, aber immerhin eine passable Visitenkarte. Niemand hielt sie auf. Niemand fragte sie, wo sie hinwollte. Ihre Gesinnung war unter der Maskerade der linientreuen Marinehelferin gut verborgen. Und hoffentlich auch ihr Vorhaben.

Sie folgte dem oberen Jungfernstieg durch den Wald Richtung Pelzerhaken. Vorbei an der Athen, die gegenüber im Hafen lag, an der Kneipe und am Lotsenhaus. Sie hoffte, dass sie nicht bis in die Sperrzone musste, wo die Marine geheime Experimente durchführte. Aber selbst wenn! Sie trug ja ihre Uniform. Vielleicht würden die ungeordneten Zustände und das kommunikative Wirrwarr ihr in die Hände spielen. Außerdem hatte ihr Lächeln schon manche Tür geöffnet. Männer waren simpel gestrickt. Die meisten zumindest. Ihr Fritz war anders.

Unten am Strand lagen Leichen in Häftlingskleidung. Sie widerstand dem Impuls, jede einzelne umzudrehen. Etwas in ihr wusste, dass Fritz nicht darunter war. Diese Stimme zog sie weiter. Als die Briten angriffen, hoffte sie darauf, dass die Bäume ihr Sichtschutz boten. Sie verließ die Straße und setzte ihren Weg im Wald fort. Doch als sie gerade den Pfad auf der offenen Steilküste betreten

hatte, kehrten die Kampfflieger zurück, und sie warf sich hinter einen Busch.

Wo blieb die Flugabwehr? Traute sich die nahe gelegene Flakstation nicht zu schießen, um die Flieger nicht auf die Nachrichtenmittel-Versuchsanstalt aufmerksam zu machen?

Die dritte Welle kam, als sie gerade den Strand von Pelzerhaken erreichte. Die Luft war voller Rauch. Draußen auf dem Wasser brannten und sanken Schiffe. Wie sollte sie Fritz in dem Chaos finden? Wenn er denn überhaupt hier war! Ihr Gefühl war sicher, ihr Verstand voller Zweifel – und sie mittendrin. Hin- und hergerissen zwischen Hoffen und Bangen.

Das Donnern kam näher. Sie musste weg! Schutzsuchend rannte sie zurück in die Dünen und fand dahinter ein Gebüsch, in dem sie sich verbarg. Unter einem dichten Strauch versuchte sie zu Atem zu kommen und einen klaren Gedanken zu fassen.

Sie spähte durchs Blattwerk auf die Bucht, wo eine Maschine ausscherte und ein kleines Boot ins Visier nahm. Doch dieses setzte seine Fahrt zum Ufer unbeirrt fort. Gebannt verfolgte sie die Szene. Schließlich nahm der Bomber Kurs auf eines der größeren Schiffe. Und das Boot kam nahe genug, um zu erkennen, dass darin Häftlinge waren. Ihr Herz schlug schneller. Sie wollte das Gebüsch verlassen. Doch ein weiteres Geschwader donnerte heran, und sie drückte sich tiefer in das Dickicht, während sie zusah, wie die Geretteten mit letzter Kraft in den Sand sanken und erschöpft liegen blieben.

Nur zwei Männer hielten sich aufrecht. Ein trotz allen Elends drahtiger Mann und sein Kamerad, auf dessen Schulter er sich stützte. Sie traten ein paar Schritte auf den Jungen zu, der offenbar ihr Retter war. Und da er-

kannte sie ihn: Das Gesicht! Mager. Gezeichnet. Tiefe Augenkrater. Doch in seiner Haltung spürte sie noch immer den ungebrochenen Widerspruchsgeist, in den sie sich verliebt hatte: »Fritz!«, entfuhr es ihr. Sie rappelte sich auf. Doch da zerschnitt eine scharfe Stimme den abklingenden Fliegerlärm.

»Halt! Keine Bewegung!«

## Cay – 27. April 2025

*Gruselfund in Pelzerhaken*, titelte *Um die Ecke – das True-CrimePortal*, das über Leichen geht neben den drei gerade noch legalen Fotos, die sie ihr abgekauft hatten. Es tat ihr physisch weh, die Ergüsse des Schmierfinken zu lesen, der sich *Pablo Pulitzer* nannte – der peinlichste »Künstlername« unter der Sonne. Die darin ausgedrückte Prophezeiung war offenkundig von ebensolcher Qualität wie sein, nun, Artikel:

Am Strand von Pelzerhaken hat die Sturmflut eine Leiche freigelegt. Bis heute kommt es vor, dass bei Unwettern Knochen und Kleidungsreste der Verunglückten vom 3. Mai 1945 zum Vorschein kommen.

Samstag jährt sich dieser schwarze Tag der Lübecker Bucht zum achtzigsten Mal. Doch handelt es sich bei der Toten wirklich um ein Opfer der Cap-Arcona-Katastrophe? Nach Augenzeugenberichten ist es die Leiche einer jungen Frau, die erst kürzlich ums Leben gekommen ist. Ob die Tote Opfer eines Gewaltverbrechens geworden ist? Die genauen Umstände ihres Ablebens sind unklar. Die Polizei ermittelt. Wir bleiben für euch dran.

Kurz nachdem Cay ihren Beitrag über die Cap-Arcona-Katastrophe an das Süsseler Tageblatt geschickt hatte – gerade noch rechtzeitig, um die Frist, die man ihr nach

dem offiziellen Redaktionsschluss noch gewährt hatte, nicht zu reißen –, waren ihre Fotos bei der Konkurrenz online gegangen. Zusammen mit diesem bitteren Beitrag, den sie nicht selbst hatte schreiben dürfen. Jetzt, da sie ihn sah, war sie ganz froh darüber. Und erleichtert, dass ihr Name nicht unter den Bildern stand. Denn das, was die »Redaktion« daraus gemacht hatte, war finsterstes Clickbaiting! Sie schämte sich, ihre Aufnahmen an dieses Onlinedrecksblatt verschachert zu haben. Doch ihr Stammverlag in Süsel hatte ausnahmsweise mal Rückgrat gezeigt. Und erstmals sehr zu ihrem Ärger. Denn das Süseler Tageblatt hatte die sensiblen Aufnahmen nicht drucken wollen. Schade! Vor allem deshalb, weil die skrupellose Onlinekonkurrenz deutlich schlechter zahlte, wie sich herausstellte. Und was sollte bitte dieser Hinweis am Schluss? »Wir bleiben dran.« War das ein Bluff, oder hatten sie eigene Leute darauf angesetzt? Sie hatte jedenfalls keinen Folgeauftrag erhalten.

Endlich kam sie dazu, die nassen Sachen auszuziehen. Auf dem Heimweg war sie damit beschäftigt gewesen, ihre Kontakte durchzutelefonieren, um einen Abnehmer für die Bilder zu finden. Und als sie die Ferienwohnung erreicht hatte, war sie sofort ans Tablet gehechtet, um nicht noch mehr Ärger von ihrer Redaktionsleitung zu kriegen. Das Süseler Tageblatt war ihr Hauptauftraggeber. Stress mit denen konnte sie sich nicht leisten. Das »frei« in freiberuflich kam von leicht freizustellen oder vogelfrei. Mit der Freiheit, die Rousseau meinte, hatte das wenig zu tun.

Zitternd warf sie ihre durchweichten Klamotten auf einen Haufen und sprang unter die Dusche, wo sie blieb, bis sie ihre Füße wieder spüren konnte.

Einen dampfenden Kaffee, wie immer schwarz, vor

sich, warf sie sich schließlich auf die abgewetzte Couch der Klitsche, die sie sich gerade so hatte leisten können und deren Ausblick nicht eben atemberaubende Urlaubsatmosphäre versprach. Aus dem Fenster des kleinen Wohnraums sah sie auf die Rückseite einer Trattoria.

Tja ... Das wäre jetzt die Zeit gewesen, in der sie sich an ihren Roman hätte setzen können. Na ja. Oder vielmehr an das, was vielleicht eines Tages ein Roman werden könnte. Falls ihr denn jemals ein Plot einfallen würde, der etwas taugte.

Sie nippte am Kaffee. Er war noch zu heiß.

Im Hinterhof rauchten die Angestellten des Restaurants und trotzten lautstark mosernd den Böen. Sie schloss das Fenster, das sie angekippt hatte, um den Muff aus den Zimmern zu lassen, denen man auch rein olfaktorisch anmerken konnte, dass sie nicht wirklich bewohnt waren. Wie in einem Möbelhaus roch es nach künstlichen Materialien – nur eben zugleich auch abgestanden, staubig und alt. *Die Freuden des seit der Tabakabstinenz zurückgekehrten Geruchssinns!*

Sie klappte das Tablet auf und browste durch einschlägige Websites und Dokumente, die sie für ihren Bericht aus diversen Archiven und Bibliotheken gezogen hatte. Sie wollte dem Beitrag über die Gedenkfeier, den sie am 3. Mai abgeben würde, etwas Fleisch auf die Rippen geben. – Oder war es nur eine Flucht? Prokrastinierte sie hier, um nicht aufs leere Blatt starren zu müssen?

Geistesabwesend schlürfte sie ihren Kaffee, während sie durch die Seiten wischte. Ihr Kopf kam nicht an und streunte durch die Zeilen, ohne dass sie zu ihr vordrangen. Doch plötzlich formte sich ein Gedanke, der ihr Bewusstsein pikte und sie hektisch zurückblättern ließ: Irgendwo auf diesen Seiten war etwas, das ihr vage bekannt

vorkam. Das sie schon mal gesehen hatte. Und auf einmal wusste sie, was es war. Sie hatte es nicht gleich gemerkt. Denn als sie es das letzte Mal betrachtet hatte, hatte sie sich Mühe gegeben, nicht so genau hinzuschauen. Auch hatte es anders ausgesehen. Die Krähen waren gründlich gewesen. Aber dennoch: Dort auf dem Foto sah sie das Gesicht der Person, deren Leiche sie am Strand gefunden hatte. Blitzgescheite Augen schauten sie aus einem frechen Mondgesicht an.

Ihr Gehirn brauchte einen Augenblick, um diese Information zu verarbeiten, doch dann vertiefte es sich in den Artikel, der zu der Fotografie gehörte. Sie konnte es kaum glauben, als sie sah, worum es darin ging.

## Oskar – 3. Mai 1945

In Neustadt war es bislang ruhig geblieben. Es bestand weitgehend Einigkeit darüber, dass man dem britischen Einmarsch nichts entgegensetzen würde. Die Gebete seiner Mutter, dass es ihn, ihren einzigen verbliebenen Sohn, nicht noch kurz vor Ultimo erwischen möge, schienen in Erfüllung zu gehen. Doch seit dem Morgen hatte sich das Blatt gewendet. Die Engländer würden vermutlich noch vor der Nacht die Tore der Stadt erreichen. Und mit den Häftlingen, die man auf die Flotte verladen hatte, gab es Scherereien. Zwei Schuten waren zwischen Neustadt und Pelzerhaken gestrandet. Um die Entflohenen zusammenzutreiben, waren sie ausgerückt. Die SS hatte am Hafen übernommen. Er hatte die Männer der Schutzstaffel aus der Kneipe torkeln und entkräftete Frauen und Kinder mit Gewehrkolbenstößen zurück ins Wasser drängen sehen, wo bereits leblose Körper im Hafenbecken dümpelten.

Mit Volker und den anderen war er zu Fuß unterwegs Richtung Pelzerhaken. Das Ärgste schienen sie zum Glück verpasst zu haben. Doch was sich wie ein Abenteuer angefühlt hatte, als sie noch als Pimpfe beim Deutschen Jungvolk die Fahnen schwenkten, ja, was selbst vor einigen Wochen noch wie ein Ritterschlag angemutet hatte, der sie in den Stand des Erwachsenseins erhob, war spätestens seit heute bitterer Ernst geworden. Volker war ihm mit seiner Linientreue von Anfang an suspekt gewe-

sen. Sich diesem Angeber nun nicht mehr nur auf Schulhof und Bolzplatz, sondern auch im Krieg unterwerfen zu müssen, hatte ihm von Tag eins an nicht geschmeckt. Aber jetzt wurde dessen Übereifer geradezu gefährlich. Wenn es so weiterginge, würde der Hitzkopf sie noch alle in Schwierigkeiten bringen – wenige Stunden bevor die Stadt vor den Engländern kapitulierte.

Wer das Hirn nicht bis zum Rand voll brauner Scheiße hatte, konnte sich denken, was Euphemismen wie »Frontbegradigungen« oder »Abwehrschlachten« in der Wochenschau nur unzureichend kaschierten: Der Krieg war längst verloren. Die von allen herbeizitierte Wunderwaffe, welche die alles entscheidende Kriegswende bringen würde, war eine Illusion. Alles, was sie tun konnten, war, diesen Krieg um den Preis ihres Lebens ein paar Tage zu verlängern.

Er hatte es kommen sehen. Als sie letztes Jahr die Plakate angeschlagen hatten, auf denen in schwarzer Schrift auf rotem Grund der Führererlass abgedruckt war, war es ihm vorgekommen, als hätten sie sein Todesurteil verkündet. Farbe und Aufmachung hatten an die Bekanntmachungen erinnert, mit denen Hinrichtungen publik gemacht wurden. Vielleicht war es nur das gewesen, warum es ihm eiskalt den Rücken heruntergelaufen war. Aber wenn er ehrlich mit sich war, hatte etwas in ihm gewusst: *Dein Leben ist vorbei!*

Als er schließlich, den grünen Aufforderungsbefehl in der Tasche, zur Meldestelle geschlichen war, hatte es sich angefühlt wie der Gang zum Schafott.

Er hätte sich dünnemachen sollen wie so viele andere. Aber die Angst war zu groß gewesen. Wieder mal. *Wenn du doch bloß nicht so 'ne Bangbüx wärst!*

Und jetzt? War es zu spät, das Handtuch zu werfen?

Oder immer noch zu früh? Das Naziregime war ja noch aktiv. Gerade gestern hatten sie bei der Marine einen Deserteur standrechtlich erschossen. Er hatte sogar von Zivilisten gehört, die ihre weißen Fahnen zu früh gehisst hatten, um ihre Befreiung zu erleben. Würden die Freunde ihn laufen lassen oder ihn wegen Fahnenflucht drankriegen? Zwar setzte ein solches Todesurteil ein langwieriges militärbürokratisches Verfahren voraus. Aber würde Volker in seinem fanatischen Glauben an den Endsieg nicht kurzen Prozess machen?

Sie hatten gerade Pelzerhaken erreicht, als sie auf ein Boot aufmerksam wurden, das sich dem Strand näherte. Er erkannte Heinrich sofort. Und Volker musste doch auch gesehen haben, dass dies der schmale Junge war, der ein paar Klassen unter ihnen die Schulbank drückte. Aber der Gernegroß, den der Gauleiter zu ihrem Anführer gemacht hatte, war wie im Bluttausch. Der ehemalige Musterknabe der Wehrtüchtigungslager der HJ befahl ihnen, Haltung anzunehmen, wie man es ihnen in der spärlichen Ausbildung gezeigt hatte, die der Führer ihnen hatte angedeihen lassen. Dann pirschten sie sich durch die Dünenlandschaft an.

Auf dem Blondschoopf vor ihm wippte die Mütze, für die sie nicht mal einen Reichsadler übrig gehabt hatten. Würde die Uniformkappe eines Gefallenen, die Volker mit Stolz auftrug, an diesem Tag den nächsten Mann in den Tod begleiten?

Er hatte freies Schussfeld. Und er wog seine Möglichkeiten ab: Er wollte heute Abend heimkehren. Seine Mutter sollte nie wieder für ihn beten müssen. Es sei denn für einen guten Ausbildungsplatz und eine anständige Frau.

Es wäre nur eine Kugel. Ein Leben gegen viele. Ein Kolateralschaden. Friendly Fire. So ein Schuss konnte sich

schon mal lösen im Eifer des Gefechts. Und erst recht, wenn man mit Beutegewehren ausgerüstet war, für die man keine adäquate Einweisung erhalten hatte.

Ob man ihm glauben würde? Oder ob er der Nächste wäre? Als Meuterer standrechtlich erschossen, an dem Strand, an dem sie noch im letzten Sommer Wettschwimmen veranstaltet hatten?

Das russische Gewehr wog schwer in seinen Händen. Es hatte noch drei Patronen. Genug, um einen Mann zu töten. Nicht genug, um sich gegen eine Gruppe zu stellen.

Er dachte an seine Mutter. An seine gefallenen Brüder. Den Vater, der in Stalingrad geblieben war. Und setzte alles auf eine Karte.

»Halt! Keine Bewegung!«